

Wenn Wunschdenken wahr wird

River Penumbra

Wenn Wunschenken wahr wird

Die Feenpatin-Detektei #1

Von

River Penumbra

Wenn Wunschenken wahr wird

Originaltitel: *Wishful Thinking*

Copyright © 2026 bei Anthony Frazer

Diese Übersetzung Copyright © 2026 bei JDI
Publications

Dieses Impressum von anthony.frazer@icloud.com

Das Recht von Anthony Frazer, als Autorin des Werkes
identifiziert zu werden, wurde von ihr in
Übereinstimmung mit dem Copyright, Designs and Patents
Act von 1988 geltend gemacht

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil dieses Buches darf
ohne schriftliche Genehmigung der Verleger in irgendeiner
Form oder mit irgendwelchen Mitteln, elektronisch,
elektrostatisch, auf Magnetband, mechanisch, durch
Fotokopieren, Aufzeichnen oder auf andere Weise
reproduziert, in einem Retrieval-System gespeichert oder
übertragen werden: JDI Publications, Uttaradit, 53000
Thailand

Diese Geschichten sind fiktive Werke. Namen,
Charaktere, Orte und Vorfälle sind entweder Produkte der
Fantasie der Autorin oder werden fiktiv verwendet.

Jegliche Ähnlichkeit mit tatsächlichen Ereignissen,
Orten oder Personen, lebend oder tot, ist rein zufällig

Weitere Bücher von River Penumbra

Die Feenpatin-Detektei

Wenn Wunschdenken wahr wird

Zauber einer zweiten Chance

Der dritte Wunsch

Weggewünscht

Wunsch-Management

Ungebetene Wünsche

Die Klasse der Wünsche

Im Bann des Wunsches

Kapitel 1 – Das Erbe

Die Kündigung kam an einem Dienstag, was irgendwie passte, denn Diensttage waren schon immer der schlimmste Tag meiner Woche gewesen.

Ich starrte auf das makellos weiße Papier mit dem Briefkopf der Sozialbehörde, während mein Kaffee in meiner Hand kalt wurde. Nach dem ersten Absatz verschwammen die Worte vor meinen Augen, aber die Kernaussage war klar genug: Haushaltskürzungen, Umstrukturierung, meine Stelle wird mit sofortiger Wirkung gestrichen. *Wir danken Ihnen für Ihren Einsatz. Für Ihre berufliche Zukunft wünschen wir Ihnen alles Gute.*

Die Morrisons wurden nicht erwähnt. Mussten sie auch nicht.

Ich hatte sechs Monate lang darum gekämpft, diese Kinder aus dem System herauszuhalten, hatte mich durch bürokratische Irrgärten gearbeitet, Formulare in dreifacher Ausfertigung ausgefüllt und Vorgesetzte angefleht, Regeln zu beugen, die dringend hätten gebeugt werden müssen. Die Eltern versuchten es – Gott, sie versuchten es so sehr –, aber Armut und psychische Erkrankungen kümmern sich nicht um Anstrengung. Sie brauchten Unterstützung, keine Bestrafung. Die Kinder brauchten Stabilität, nicht noch eine Pflegefamilie.

Ich hatte endlich die Genehmigung für die umfassenden Unterstützungsmaßnahmen bekommen, die tatsächlich hätten helfen können. Drei Tage später hatte meine Vorgesetzte die Entscheidung außer Kraft gesetzt. Haushaltszwänge. Bedenken wegen der Richtlinien. Risikomanagement.

Ich hatte eine E-Mail an den stellvertretenden Direktor geschickt.

Offenbar war genau das mein Fehler gewesen.

Mein Handy vibrierte auf dem zerkratzten Laminat meines Küchentisches. Ich ignorierte es. Wahrscheinlich meine Mutter, die mich daran erinnern wollte, dass ich Jura hätte studieren sollen, so wie sie es mir geraten hatte. Oder Jenna aus dem Büro, die mir eine Beileidsnachricht schrieb

und insgeheim erleichtert war, dass es mich und nicht sie getroffen hatte.

Das Handy vibrierte wieder. Und noch einmal.

Seufzend hob ich es auf.

Unbekannte Nummer. Ich war schon fast dabei, den Anruf wegzudrücken, aber irgendwas ließ mich dann doch abnehmen. Vielleicht dieses leichtsinnige Gefühl, das einen überkommt, wenn man plötzlich nichts mehr zu verlieren hat.

»Grace Thornfield?« Die Stimme eines älteren Mannes, mit der bedachten Aussprache von jemandem, der viel Zeit am Telefon verbrachte.

»Ja?«

»Frau Thornfield, hier spricht Gerald Hutchins von Hutchins and Associates in Portland, Maine. Ich versuche seit einiger Zeit, Sie wegen des Nachlasses Ihrer Großmutter zu erreichen.«

Ich setzte mich aufrechter hin, den Kaffee völlig vergessen. »Meine Großmutter?«

»Rosalind Thornfield. Es tut mir sehr leid wegen Ihres Verlustes. Sie ist vor zwei Wochen verstorben.«

Die Worte trafen mich aus heiterem Himmel, völlig unvorbereitet. Ich hatte gewusst, dass Großmutter Rosalind alt war – sie war mir schon uralt vorgekommen, als ich noch ein Kind gewesen war –, aber irgendwie hatte ich mir nie wirklich vorgestellt, dass sie tatsächlich sterben könnte. Sie war einer dieser Menschen, die sich dauerhaft anfühlten, wie der Ozean oder die Sterne.

»Das wusste ich nicht«, sagte ich leise. »Niemand hat mir etwas gesagt.«

»Ja, nun.« Er räusperte sich hörbar unbeholfen. »Es gab gewisse ... Schwierigkeiten bei der Ermittlung der nächsten Angehörigen. Ihre Großmutter hat genaue Anweisungen hinterlassen, wann Sie benachrichtigt werden sollten. Wie dem auch sei, ich muss einen Termin für die Testamentseröffnung festlegen. Können Sie nach Willowbrook kommen?«

Willowbrook. Ich hatte seit zwanzig Jahren nicht mehr an diese Stadt gedacht. Ich war seit dem Sommer, in dem ich zwölf geworden war, nicht mehr dort gewesen. Damals war

irgendetwas passiert – ich hatte nie ganz verstanden, was –, und meine Mutter hatte unsere Sachen vorzeitig gepackt, uns in angespannter Stille nach Boston zurückgefahren und sich danach geweigert, jemals wieder über Großmutter Rosalind zu sprechen.

»Frau Thornfield?«

Ich sah mich in meinem engen Einzimmerapartment um. Sah auf die Kündigung. Sah auf den Kalender, auf dem ich vor zwei Tagen »Anhörung im Fall der Familie Morrison« hatte durchstreichen müssen.

»Wann?«, fragte ich.

»Freitag um vierzehn Uhr wäre ideal. Das Büro befindet sich in der Main Street, Nummer 43.«

Freitag. In drei Tagen. Ich hatte Urlaubstage aufgespart, die ich nie genommen hatte, nicht dass das jetzt noch wichtig war. Ich hatte keinen Job. Keine nennenswerte Familie, es sei denn, man zählte eine Mutter dazu, die einmal im Monat aus Pflichtgefühl anrief. Nichts, was mich in Boston hielt.

Nichts außer Erinnerungen an Versagen und einem viel zu teuren Einzimmerapartment.

»Ich werde da sein«, hörte ich mich sagen.

»Ausgezeichnet. Ich schicke Ihnen die Einzelheiten per E-Mail. Und, Frau Thornfield? Ihre Großmutter hat Ihnen ihr Haus und ihr Geschäft hinterlassen. Sie werden sich beides ansehen wollen, bevor Sie irgendwelche Entscheidungen über den Nachlass treffen.«

Das Haus. Das riesige viktorianische Haus in der Elm Street mit dem Witwengang und den Gärten, die immer nach Rosen und noch etwas anderem geduftet hatten, etwas, das ich nie hatte benennen können. Ich hatte dieses Haus einmal geliebt, auf die Art, wie Kinder magische Orte lieben.

»Was für ein Geschäft?«, fragte ich.

»Life-Coaching«, sagte er. »Ziemlich erfolgreich, wie ich höre. Serendipity Life Coaching. Alle Einzelheiten finden Sie in den Akten.«

Life-Coaching. Großmutter Rosalind, mit ihrem wissenden Lächeln und ihrem Tee, der immer genau richtig schmeckte, und dieser Art, einem das Gefühl zu geben, als

könne sie einem direkt bis in die Seele sehen. Irgendwie ergab das auf seltsame Weise Sinn.

»Danke, Herr Hutchins. Ich werde dort sein. Auf Wiederhören.«

Ich beendete das Gespräch und saß in der plötzlichen Stille meiner Wohnung. Draußen rauschte der Verkehr. Über mir knarrten die Schritte des Nachbarn von oben. Der Kühlschrank sprang an, mit seinem üblichen Geräusch, als würde irgendwo ein mechanisches Tier sterben.

Ich öffnete die E-Mail-App auf meinem Handy und begann zu tippen.

Betreff: Familiärer Notfall

Sehr geehrte Frau Patterson,

******aufgrund eines unerwarteten Todesfalls in meiner Familie muss ich mit sofortiger Wirkung freigestellt werden. Angesichts meiner jüngsten Kündigung gehe ich davon aus, dass dies für die Behörde kein Problem darstellen wird. Ich werde meine persönlichen Sachen nächste Woche aus dem Büro abholen.

Mit freundlichen Grüßen,

Grace Thornfield******

Grace Thornfield

Ich drückte auf Senden, bevor ich es mir anders überlegen konnte. Dann öffnete ich einen neuen Browser-Tab und suchte nach »Willowbrook Maine«.

Die Website der Stadt sah aus, als wäre sie seit 2010 nicht mehr aktualisiert worden. Charmantes Küstendorf. 3.200 Einwohner. Heimat von Kunsthandwerk, frischen Meeresfrüchten und – behauptete die Website – den schönsten Sonnenuntergängen in ganz Maine.

Kein Wort über das, was meine Mutter zur Flucht veranlasst hatte und weshalb sie nie zurückgekehrt war.

Ich klickte mich durch ein paar weitere Seiten. Das Wishing Well Café. Moonrise Bookshop & Antiquities. Willowbrook Harbor. Alles sah genauso aus, wie ich es in Erinnerung hatte: perfekt, beschaulich, wie eine Postkarte aus dem kleinstädtischen Amerika, die zu schön war, um echt zu sein.

Mein Handy summte wieder. Diesmal war es meine Mutter.

Ich starrte auf ihren Namen auf dem Display. Wir hatten seit drei Wochen nicht miteinander gesprochen – unser üblicher Abstand zwischen diesen obligatorischen Anrufen. Sie wusste nichts von der Kündigung. Und ganz sicher wusste sie nichts von Großmutter Rosalind.

Eigentlich sollte ich sie zurückrufen. Ihr sagen, dass ich nach Maine fuhr. Sie fragen, warum wir damals so überstürzt weggegangen waren.

Stattdessen lehnte ich den Anruf ab und öffnete meine Textnachrichten.

Bin ein paar Tage weg. Familiensache. Wir reden bald.

Vage genug, um glaubwürdig zu sein, konkret genug, um Nachfragen vorzubeugen.

Ich sah mich noch einmal in meiner Wohnung um. Die meisten meiner Möbel waren gebraucht, billig gekauft, als ich vor einem Jahrzehnt fürs Masterstudium hierhergezogen war. Meine Kleidung passte in zwei Koffer. Die Bücher, die ich behalten hatte – die, von denen ich mich nicht trennen konnte –, füllten drei Kisten in meinem Schrank.

Zehn Jahre in Boston, und ich konnte mein ganzes Leben in ein paar Stunden einpacken.

Das hätte mich eigentlich mehr bedrücken sollen, als es tat.

Ich stand auf, griff nach meinem Laptop und rief die Wegbeschreibung nach Willowbrook auf. Vier Stunden. Ich konnte morgen früh losfahren, ungefähr auf halber Strecke Mittagspause machen und vor dem Abendessen ankommen.

Das Haus noch ein letztes Mal sehen. Unterschreiben, was auch immer unterschrieben werden musste. Die Immobilie verkaufen – denn ich würde ganz sicher nicht in einer Stadt bleiben, aus der meine Mutter geflohen war, als wäre sie verflucht – und mit dem Geld herausfinden, wie es für mich weiterging.

Es war ein Plan. Vielleicht kein guter Plan, aber besser, als in meiner Wohnung zu sitzen, Bewerbungen zu verschicken, die ohnehin nirgendwohin führen würden, und

mich zu fragen, was mit den Morrison-Kindern passiert war.

Ich öffnete meinen Schrank und zog meine Koffer heraus.

Die Fahrt nach Maine war genauso langweilig, wie ich sie in Erinnerung hatte. Die I-95 zog sich nach Norden wie ein endloses Band aus grauem Asphalt, gesäumt von Herbstlaub, und Rastplätze tauchten in berechenbaren Abständen auf wie Wegmarken in einem Videospiel. Ich hielt in Portsmouth zum Mittagessen – ein vergessenswertes Sandwich in einem Kettenrestaurant – und versuchte, nicht allzu gründlich darüber nachzudenken, was ich da eigentlich tat.

Ich fuhr in eine Stadt, die ich seit zwanzig Jahren nicht mehr besucht hatte, um ein Erbe von einer Großmutter anzutreten, die ich kaum gekannt hatte. Ich lief vor einer gescheiterten Karriere und einer leeren Wohnung davon. Ich fing mit zweiundvierzig noch einmal von vorn an, ohne für das letzte Jahrzehnt etwas vorweisen zu können außer Studienschulden und einer stetig wachsenden Sammlung an Zynismus.

Das GPS piepte und teilte mir mit, dass ich noch dreißig Minuten von Willowbrook entfernt war, genau in dem Moment, als die Landschaft sich vertraut anzufühlen begann. Die Bäume rückten hier dichter an die Straße, schwer von Herbstfarben. Auch die Luft roch anders – irgendwie sauberer, mit dieser besonderen Küstenmischung aus Salz, Kiefern und noch etwas, für das ich nie ein Wort hatte.

Meine Hände schlossen sich fester ums Lenkrad.

Als Kind hatte ich diese Strecke geliebt. Ich hatte geliebt, wie die Bäume sich über die Straße wölbten wie ein Tunnel. Ich hatte den Moment geliebt, wenn man die letzte Hügelkuppe überquerte und der Ozean sich ausbreitete, unmöglich blau und unendlich. Ich hatte es geliebt zu wissen, dass Großmutter Rosalind mit Keksen und Geschichten auf mich wartete und mit diesem ganz besonderen Lächeln, durch das man sich auserwählt fühlte.

Jetzt fuhr ich auf ihre Beerdigung zu, auf die ganzen Formalitäten und auf das Ende eines Kapitels meines Lebens, von dem ich nicht einmal gewusst hatte, dass es noch offen war.

Das GPS lotste mich auf die Route 1, und plötzlich war ich mitten in Willowbrook.

Nichts hatte sich verändert.

Das Wishing Well Café lag noch immer an der Ecke von Main Street und Harbor Street, seine gelbe Markise leuchtete fröhlich in der spätnachmittäglichen Sonne. Moonrise Bookshop & Antiquities trug noch immer sein handgemaltes Schild mit silberner Schrift. Die Apotheke, das Postamt, der Gemischtwarenladen – alles genau dort, wo es immer gewesen war, als wäre die Stadt in einer Schneekugel eingefroren worden.

Sogar die Leute sahen noch genauso aus. Ein älterer Mann in einem Fischerpullover saß vor dem Café und las Zeitung. Zwei Frauen unterhielten sich am Eingang der Buchhandlung, Einkaufstüten baumelten an ihren Armen. Ein Teenager mit violetten Haaren führte einen Golden Retriever den Bürgersteig entlang.

Ganz normal. Friedlich. Fast schon kitschig.

Ich fuhr immer langsamer, folgte dem GPS Richtung Elm Street und versuchte mich daran zu erinnern, warum meine Mutter so verzweifelt hatte fortwollen.

Dann tauchte hinter einer Kurve die viktorianische Villa auf, und mir stockte der Atem.

Ich hatte vergessen, wie groß sie war. Drei Stockwerke taubengrauer Holzverkleidung mit weißen Zierleisten, dazu eine umlaufende Veranda, ein Turm an der westlichen Ecke und oben auf dem Dach ein Witwengang, auf dem Großmutter Rosalind früher gesessen und den Sonnenuntergang beobachtet hatte. Die Gärten waren makellos – jemand hatte sich um sie gekümmert –, Rosen, Hortensien und Pflanzen, deren Namen ich nicht kannte, leuchteten farbenprächtig vor den eleganten Grundlinien des Hauses.

Schön. Ehrfurchtgebietend. Genau wie in meiner Erinnerung und irgendwie noch mehr.

Ich fuhr auf die Auffahrt mit dem Wendeplatz und stellte den Motor ab.

Einen Moment lang saß ich einfach nur da und starrte das Haus an. Die Sonne begann bereits unterzugehen und tauchte alles in Bernstein- und Rosatöne. Hinter den

Gärten schimmerte zwischen den Bäumen das Meer, ein blauer Streifen im schwindenden Licht.

Das hier war einmal mein Lieblingsplatz auf der Welt gewesen – das Haus, die Stadt, das Gefühl, dass Magie in den Details lebte (die metaphorische Art, nicht die, die sich später als ganz wörtlich herausstellen sollte).

Was hatte sich verändert?

Ich schnappte mir meine Handtasche und stieg aus dem Wagen. Die Luft war klar, kälter als in Boston, mit dieser beißenden Meereskälte, die versprach, dass der Winter nicht mehr weit war. Unter meinen Füßen knirschten die herabgefallenen Blätter, als ich die Stufen zur Veranda hinaufstieg.

Die Haustür war abgeschlossen, was Sinn ergab. Herr Hutchins hatte gesagt, er würde einen Schlüssel unter der Matte hinterlassen – offenbar setzte Willowbrook immer noch auf kleinstädtisches Vertrauen –, aber ich stand einfach nur da, die Handfläche auf der Türklinke, unfähig, sie hinunterzudrücken.

Hinter dieser Tür lag das Leben meiner Großmutter. Das Leben, das sie sich aufgebaut hatte, nachdem meine Mutter fortgegangen war. Das Leben, aus dem ich ausgeschlossen worden war, aus Gründen, die mir nie jemand erklärt hatte.

Das Leben, das ich jetzt in Kisten packen und an Fremde verkaufen sollte.

Ich atmete einmal tief durch, fand den Schlüssel und schloss die Tür auf.

Drinne war es dunkel, die Vorhänge waren zugezogen, aber selbst im Halbdunkel konnte ich mit Laken verhüllte Möbel erkennen, Bilderrahmen an den Wänden, die geschwungene Treppe, die in den zweiten Stock führte. Es roch nach altem Holz und Lavendel – und nach noch etwas anderem, demselben undefinierbaren Duft aus dem Garten, wie nach Rosen, Mondlicht und Geheimnissen.

Ich fand einen Lichtschalter und betätigte ihn.

Warmes Licht ergoss sich durch den Eingangsbereich und ließ das Haus deutlicher hervortreten. Großmutter Rosalind war eine Sammlerin gewesen. Die Wände waren voller Kunst – Gemälde, Skizzen, alte botanische Drucke. In

der Ecke stand eine Standuhr, ihr Pendel reglos. Die Möbel waren elegant, aber sichtbar in Gebrauch, Stücke, die dafür gedacht waren, benutzt zu werden, nicht aus der Ferne bewundert.

Rechts führte eine Türöffnung in ein Wohnzimmer. Links führte ein Flur zu dem, was vermutlich die Küche war. Geradeaus schien die Treppe mich zu rufen.

Ich machte einen vorsichtigen Schritt hinein – und hätte beinahe aufgeschrien, als sich etwas im Schatten bewegte.

Eine Katze.

Ein großer grauer Maine Coon mit gelben Augen kam unter einem mit einem Laken verhüllten Sessel hervor und musterte mich mit kühler, klinischer Skepsis.

»Jesus«, hauchte ich und presste eine Hand auf mein rasendes Herz. »Du hast mich zu Tode erschreckt.«

Die Katze setzte sich, den Schwanz ordentlich um die Pfoten geringelt, und sah mich unverwandt und unmissverständlich vorwurfsvoll an.

»Ich bin Grace«, sagte ich und kam mir lächerlich vor, weil ich mich einer Katze vorstellte. »Ich bin ... ich bin Rosalinds Enkelin. Bist du ihre Katze?«

Sein Blick sagte mir, dass ich tatsächlich genauso dumm war.

»Schon klar. Also gut. Ich sehe mich mal um. Und du, äh ... machst einfach weiter, was auch immer du da tust.«

Ich schob mich vorsichtig an ihm vorbei und ging ins Wohnzimmer. Es war genau, wie ich es in Erinnerung hatte – zwei Sofas einander gegenüber, ein Couchtisch mit getrockneten Blumen, wandhohe eingebaute Bücherregale an einer Seite. Die Bücher waren größtenteils alte, ledergebundene Bände mit goldener Prägung.

Ich ließ die Finger über die Buchrücken gleiten und zog ein paar wahllos heraus.

Die Sprache der Blumen

Keltische Mythologie und Folklore

Der Leitfaden der Kräuterkundigen für magische Pflanzen

Magische Pflanzen. Ich musste lächeln. Großmutter Rosalind war schon immer besessen von Kräutern und Gartenarbeit gewesen. Wahrscheinlich hatte sie den Titel entzückend gefunden.

Ich schob das Buch zurück und ging weiter.

Der Flur führte an einem formellen Esszimmer vorbei – ein Tisch für zwölf Personen gedeckt, ein Porzellanschrank voller zarter Geschirrstücke – und in die Küche, die eindeutig innerhalb des letzten Jahrzehnts modernisiert worden war. Moderne Geräte, Arbeitsplatten aus Granit, aber derselbe alte Hauscharme: freiliegende Balken, eine große Landhausspüle.

Neben dem Kühlschrank hing ein Kalender.

Neugierig trat ich näher.

Die Seiten waren voller handschriftlich eingetragener Termine.

Dienstag, 10 Uhr – Frau Weatherby, Karriereberatung.

Donnerstag, 14 Uhr – James K., Paarberatung.

Freitag, 16 Uhr – Neuer Klient, Wunschbewertung.

Wunschbewertung?

Ich blätterte durch die Vormonate. Jede Woche war voll. Manchmal standen mehrere Termine an einem Tag darin. Kryptische Begriffe sprangen mir ins Auge: Beratung zur wahren Liebe. Karrierewunsch. Versöhnung in der Familie. Traumverwirklichung.

Herr Hutchins hatte es Life-Coaching genannt. Aber das hier sah eher aus wie ... was? Therapie? Alternative Beratung?

Etwas ganz anderes?

Die Katze erschien in der Küchentür und beobachtete mich mit demselben unergründlichen Blick.

»Sind die Leute wirklich wegen „Wunschbewertungen“ hierhergekommen?«, fragte ich.

Seine Ohren zuckten auf eine Art, die ich als *Offensichtlich* deutete.

Ich wandte mich wieder dem Kalender zu, während mir Unbehagen über die Haut prickelte. Irgendetwas stimmte

hier nicht. Nicht direkt falsch – nur merkwürdig. Die Termine waren zu zahlreich, zu spezifisch, zu –

Mein Handy klingelte und zerriss die Stille.

Ich zuckte zusammen und fummelte es aus der Tasche. Der Name meiner Mutter leuchtete auf dem Display.

Einen Moment lang überlegte ich, den Anruf auf die Mailbox gehen zu lassen. Aber während ich in der Küche meiner Großmutter stand, umgeben von ihrem rätselhaften Unternehmen und ihrer missbilligend dreinblickenden Katze, nahm ich ab.

»Hi, Mom.«

»Grace.« Ihre Stimme war angespannt. »Ich habe deine Nachricht bekommen. Was für Familienangelegenheiten? Was ist los?«

»Großmutter Rosalind ist gestorben. Am Freitag ist die Testamentseröffnung.«

Stille. Lange genug, dass ich auf den Bildschirm schaute, um zu sehen, ob die Verbindung abgebrochen war.

»Mom?«

»Du bist in Willowbrook.« Keine Frage. Ein Vorwurf.

»Ich bin gerade erst angekommen. Der Anwalt hat gestern angerufen. Ich dachte, du solltest es wissen –«

»Geh weg.«

»Geh weg?«, wiederholte ich fassungslos. »Was?«

»Geh weg, Grace. Sofort. Geh nicht in dieses Haus, geh nicht zur Testamentseröffnung, und lass dich auf nichts davon ein. Komm einfach nach Hause.«

Ich schluckte hart und blickte mich in der leeren Küche um, plötzlich überdeutlich wahrnehmend, wie still es im Haus war –

»Ich bin schon im Haus. Und es ist mein Erbe. Warum sollte ich –«

»Weil dieser Ort gefährlich ist!« Ihre Stimme brach. »Weil meine Mutter gefährlich war. Weil du, wenn du dortbleibst, am Ende genauso wirst wie sie, und ich werde nicht – ich *kann* nicht mit ansehen, wie das passiert.«

Mein Puls hämmerte.

»Mom, wovon redest du? Sie hat Life-Coaching gemacht. Sie hat Menschen geholfen.«

Ein bitteres, humorloses Lachen kratzte durch die Leitung.

»So nennen sie das jetzt? Grace, bitte. Ich bitte dich. Was immer sie dir hinterlassen hat, es ist das nicht wert. Überschreib es jemand anderem. Verkauf es, ohne es überhaupt gesehen zu haben. Aber bleib nicht in diesem Haus.«

Ich stützte mich mit einer Hand auf die Arbeitsplatte, um mich zu stabilisieren.

»Wenn du etwas über Großmutter Rosalind weißt – etwas, das ich wissen sollte –, dann sag es mir. Sonst bleibe ich bis zur Testamentseröffnung und finde heraus, was ich mit dem Anwesen mache.«

Sie stieß scharf die Luft aus, ein Laut voller Niederlage.

»Du hörst nie zu. Du bist genau wie sie. Stur, überzeugt, es besser zu wissen, so sicher, dass du allen helfen kannst. Es wird dich zerstören, Grace. Genau wie es sie zerstört hat.«

»Sie ist mit siebenundachtzig gestorben, Mom. Das ist nicht gerade ‚zerstört‘.«

»Sie ist *allein* gestorben«, flüsterte meine Mutter.

»Umgeben von ihren Büchern und ihren Klienten und ihrer ach so wichtigen kleinen Stadt. All das war ihr wichtiger als wir. Wichtiger als ich. Und es hat sie nicht glücklich gemacht. Es hat sie nie glücklich gemacht.«

Ich dachte an den Kalender oben. Die endlosen Termine. Die Gläser mit Kräutern. Den makellosen Garten.

»Sie wirkte glücklich, wenn ich sie als Kind besucht habe«, murmelte ich. »Sie war ... glücklich.«

»Du warst ein Kind. Du hast es nicht gesehen.«

»Was gesehen?«

Aber sie hatte bereits aufgelegt.

Ich starrte auf mein Handy, während ihre Worte in dem stillen Raum nachhallten. Gefährlich. Zerstört. Bleib nicht in dem Haus.

Ein scharfes Miauen durchschnitt meine Gedanken.

Ich drehte mich um.

Artemis stand in der Küchentür, der Schwanz zuckte mit ungeduldiger Autorität, und er starrte mich an, als würde ich seine Zeit verschwenden.

»Was jetzt?«, murmelte ich.

Er drehte sich um und tappte aus der Küche.

Ich zögerte nur einen Augenblick, bevor ich ihm folgte – am Esszimmer vorbei, den Flur hinunter, in Richtung Eingangsbereich.

Er blieb vor einer kleinen, leicht zu übersehenden Tür unterhalb der Treppe stehen.

Eine Bronzetafel verkündete:

Privat - Beratungen nur nach Terminvereinbarung

Artemis setzte sich, schlang den Schwanz ordentlich um die Pfoten und sah erwartungsvoll zu mir auf.

»Du willst, dass ich sie öffne?«

Ein langsames Blinzeln. *Offensichtlich.*

Ich probierte die Klinke.

Abgeschlossen.

Das Schlüsselloch war nicht modern. Es war verziert und alt, wie aus einem viktorianischen Roman. Eindeutig die Art Schloss, für die man einen alten Generalschlüssel brauchte.

Ich dachte an den Schlüsselbund, der in der Küche hing – ein ganzes Bündel antiker Schlüssel.

»Bleib hier«, sagte ich ihm.

Er rührte sich nicht. Blinzelte nicht. Er zuckte nur mit einem Ohr, als wäre die Antwort offensichtlich.

Fünf Minuten später kam ich mit dem Schlüsselbund zurück. Der vierte Schlüssel glitt mühelos hinein und drehte sich mit einem satten, schweren Klick.

Die Tür schwang auf.

Eine schmale Holzterrasse verschwand in der Dunkelheit.

»Ein Keller?«, sagte ich unsicher.

Artemis trottete ohne Zögern durch die Tür, den Schwanz hoch erhoben wie eine Fahne.

Ich blieb stehen. Denn einer Katze in einen dunklen Keller in einem Haus voller Geheimnisse zu folgen, war definitiv keine kluge Entscheidung.

Aber die Stimme meiner Mutter hallte noch immer in meinem Kopf nach.

Dieser Ort ist gefährlich. Bleib nicht. Geh nicht in seine Nähe.

Und nichts brachte mich schneller dazu, vorwärtszugehen, als wenn mir jemand sagte, ich solle es nicht tun.

Ich hob mein Handy, schaltete die Taschenlampe ein und folgte ihm.

Der Keller war ... *kein* Keller.

Kein Betonboden. Keine freiliegenden Rohre. Kein muffiger Schimmelgeruch.

Es sah aus wie ein richtiges Büro.

Die Wände waren in einem warmen Cremeton gestrichen. Auf dem Boden lag Teppich. Gerahmte Blumenbilder und Landschaften hingen in ordentlichen Reihen. Zwei gepolsterte Sessel standen sich an einem niedrigen Tisch gegenüber – eine Anordnung wie aus einer Therapiesitzung.

Ein Bücherregal zog sich an einer Wand entlang, voll mit neueren Bänden: Beratungsratgeber, psychologische Fachbücher, mythologische Nachschlagewerke, Kräuterlexika.

In einem Glasschrank standen Gläser mit getrockneten Kräutern, Pulvern, Bündeln salbeiartiger Pflanzen, Kristallen in samtausgeschlagenen Kästchen und kleinen Phiolen mit Etiketten in der eleganten Schrift meiner Großmutter.

Aber der Schreibtisch – massives geschnitztes Eichenholz mit einer Lederunterlage – zog mich nach vorn.

Papiere bedeckten seine Oberfläche. Nicht verstreut, sondern geordnet, als wäre meine Großmutter nur für einen Moment weggegangen.

Artemis sprang neben ein ledergebundenes Buch auf den Schreibtisch und saß dort wie ein pelziger Briefbeschwerer.

Vorsichtig trat ich näher.

Die Papiere waren Klientennotizen.

Nicht die sterilen, bürokratischen Notizen, an die ich gewöhnt war. Diese waren persönlich. Komplex. Detailliert.

Margaret F. - Zweite Beratung. Hat weiter mit ihrem Selbstvertrauenswunsch zu kämpfen. Zauber angepasst. Zur Erinnerung: Die Absicht zählt mehr als die Zutaten. Folgetermin in einer Woche.

Mir stockte der Atem.

Zauberanweisungen.

Ich hob ein weiteres Blatt auf.

Thomas B. - Liebeswunsch erfüllt. Klient berichtet, jemand Unerwartetem, aber Perfektem begegnet zu sein. An den natürlichen Ablauf erinnert. Keine Verlängerung nötig. ERFOLG.

Liebeswunsch. Natürliches Auslaufen.

Mein Puls pochte. Das war kein schrulliges Life-Coaching. Das war keine Therapie.

Das war etwas anderes - etwas Unmögliches.

Ich schlug das Terminbuch auf. Dieselbe Handschrift. Dieselbe verschlüsselte Terminologie.

Wunschanalysen

Traumberatungen

Beratung in Herzensangelegenheiten.

Fast jeder Eintrag endete mit:

Gebühr vollständig bezahlt.

Artemis schob das ledergebundene Buch zu mir hin.

Ich hob es auf.

Der Einband war mit ineinandergreifenden Kreisen, Sternen und geometrischen Mustern geprägt, die im Licht schwach schimmerten.

In seiner Mitte:

Thornfield-Grimoire

Mein Familienname.

Ein Schauer kroch mir über den Rücken.

Ich schlug das Buch auf.

Auf der ersten Seite war die unverkennbare Handschrift meiner Großmutter zu sehen – dieselben Schleifen und Schnörkel, nur von der Zeit verblichen.

An meine Enkelin, Grace Eliza Thornfield,

Wenn du das liest, habe ich diese Welt verlassen, und du hast deinen Weg nach Hause gefunden. Ich wusste, dass du ihn finden würdest. Du warst schon als Kind immer neugierig. Und neugierige Seelen sind die besten Feenpatinnen.

Mir stockte der Atem.

Feenpatinnen.

Der Brief ging weiter.

Ich weiß, dass deine Mutter dich von mir ferngehalten hat. Sie meinte es gut. Sie hatte Angst vor dem, was ich bin, vor dem, was aus dir werden könnte. Aber Magie findet ihren Weg, mein Schatz. Sie fließt in unserem Blut, in unseren Knochen, im tiefsten Gewebe dessen, was wir sind. Du kannst nicht ewig vor ihr davonlaufen.

Du hast dein Leben damit verbracht, Menschen zu helfen, nicht wahr? Zu sehen, was sie brauchen, selbst wenn Systeme und Regeln Nein sagen. Das ist die Gabe, Grace. Du besitzt sie bereits. Du hast sie die ganze Zeit auf deine eigene Weise eingesetzt.

Jetzt musst du dich entscheiden. Kehrst du Willowbrook den Rücken und führst dein Leben weiter wie bisher ... oder nimmst du das Erbe an – nicht nur den Besitz, sondern die Berufung. Werde, wozu du immer bestimmt warst.

Die Klienten werden kommen. Das tun sie immer. Menschen, die etwas brauchen, das über das hinausgeht, was Logik leisten kann. Mehr als jede Therapie. Sie brauchen erfüllte Wünsche, Herzen, die gehört werden, wahre Bedürfnisse, die gesehen werden. Und genau das, meine geliebte Enkelin, tun Feenpatinnen.

Meine Hände zitterten, als ich die letzten Zeilen erreichte.

*Lies dieses Buch. Studiere es. Artemis wird dich führen – ja, er hat gewartet.

Das Geschäft Serendipity gehört dir, wenn du es willst. Das Haus, der Garten, die Verantwortung, die Magie. Alles.*

Wähle weise. Wähle frei.

*Aber wisse dies: du bist stärker, als deine Mutter fürchtet, und fähiger, als du glaubst.

Das warst du schon immer.*

In Liebe,

Rosalind Thornfield

Feenpatin, Willowbrook Sanctuary

Ich stand reglos da, das schwere Buch in den Händen.

Feenpatin.

Magie.

Ein Vermächtnis aus geschwungener Tinte und unmöglichen Wahrheiten.

Die Katze - Artemis - beobachtete mich mit diesen wissenden gelben Augen.

Mein Handy sumnte. Eine Nachricht von meiner Mutter.

Bitte komm nach Hause. Bitte.

Ich sah mich im Zimmer um: das Grimoire, die Notizen zu den Klienten, den Schrank voller Kräuter und Kristalle, den Schreibtisch, übersät mit den Spuren eines Lebens, das meine Großmutter still und mit voller Absicht aufgebaut hatte. Ein Leben, das sie damit verbracht hatte, Menschen mit ihren Wünschen zu helfen.

Dann sah ich wieder auf mein Handy. Auf das Kündigungsschreiben, das in meinen E-Mails noch geöffnet war. Auf den Kalender an meiner Wand zu Hause, in dem über das Monatsende hinaus nichts - absolut nichts - mehr eingetragen war.

Ich dachte an die Familie Morrison. An jeden Fall, den ich hatte lösen wollen und nicht hatte lösen können. An zehn Jahre, in denen ich gegen Systeme angerannt war, die lieber zerbrachen, als nachzugeben. Zehn Jahre, in denen ich versucht hatte, Menschen das zu geben, was sie brauchten, obwohl ich dafür in Wahrheit keine wirklichen Mittel hatte.

Das war verrückt. Magie war nicht real. Feenpatinnen waren etwas, das man Kindern zusammen mit warmer Milch und Gutenachtgeschichten auftrichtete. Es musste eine vernünftige Erklärung geben - irgendein aufwendiges

Rollenspiel, das meine Großmutter für einsame Klienten inszeniert hatte, irgendein alternatives Therapieexperiment, das aus dem Ruder gelaufen war.

Aber selbst als ich versuchte, mich davon zu überzeugen, klang der Gedanke hohl.

Denn ich hatte ein Jahrzehnt damit verbracht, Menschen zu lesen, die Wahrheit unter ihren Worten zu finden, zu erkennen, was sie brauchten, statt worum sie baten.

Und jeder Instinkt – jeder geschulte, geschärfte, schmerzhaft errungene Instinkt – sagte mir, dass alles, was in diesem Raum war, alles, was in diesem Buch stand, echt war.

Unmöglich. Aber echt.

Artemis miaute. Das Geräusch klang kristallklar in meinem Kopf.

Endlich. Wir haben viel Arbeit vor uns.

Ich quiekte auf und ließ das Grimoire fallen.

Die Katze seufzte tatsächlich – langmütig, genervt, das Geräusch eines Wesens, das schon viel zu lange darauf wartete, dass endlich jemand in die Gänge kam. Er sprang vom Schreibtisch und tappte zu dem heruntergefallenen Buch.

Heb es auf. Wir werden es brauchen.

»Du sprichst«, flüsterte ich. »In meinem Kopf. Du sprichst tatsächlich.«

Ganz offensichtlich. Sein Schwanz zuckte. ***Also heb das Grimoire auf und hör zu. Deine erste Klientin kommt am Donnerstag um zehn, und du hast ungefähr achtundvierzig Stunden Zeit, die Grundlagen des Wunschwirkens zu lernen, bevor du versehentlich jemanden in eine Kröte verwandelst.***

Ich starrte ihn an. Auf die sprechende Katze. Auf das Leben, von dem ich geglaubt hatte, dass ich es verstand, und das sich nun auflöste wie Zucker in heißem Tee.

Dann hob ich das Grimoire auf und begann zu lesen.

Kapitel 2 – Willkommen in Willowbrook

Die nächsten zwei Stunden saß ich auf dem Kellerboden, das Grimoire auf dem Schoß aufgeschlagen, und versuchte, mich davon zu überzeugen, dass ich nicht völlig den Verstand verloren hatte.

Das Buch war ... umfassend. Beunruhigend umfassend.

Es begann mit Familiengeschichte – Generationen von Thornfield-Frauen (immer Frauen), die bis in die 1680er Jahre zurück als Feenpatinnen dienten. Danach folgten theoretische Modelle zur Wunschkraft, voller Diagramme, die aussahen, als hätte jemand ein Psychologielehrbuch mit einem Physikhandbuch gekreuzt und Begriffe wie *emotionale Resonanz* und *Intentionsmatrizen* darübergestreut.

Die praktischen Abschnitte waren noch schlimmer. Zauberkomponenten. Beschwörungsformeln. Sicherheitsprotokolle. Warnende Geschichten mit Überschriften wie *Gewähre niemals einen Wunsch, den du nicht richtig gedeutet hast* und *Oberflächenwünsche verbergen tiefere Probleme*.

Eine Frau, die sich Reichtum wünschte, brauchte vielleicht in Wahrheit Sicherheit.

Ein Mann, der sich Liebe wünschte, brauchte vielleicht Selbstannahme.

Gewährst du, worum sie bitten, ohne zu erkennen, was sie brauchen, wird die Magie sich verdrehen.

Sie verdreht sich immer.

Das Kapitel mit dem Titel „**Spektakuläre Fehlschläge im Lauf der Geschichte**“ verbesserte meinen Geisteszustand nicht gerade.

Irgendwann hatte Artemis aufgehört, mich beim Lesen zur Eile anzutreiben. Jetzt lag er ausgestreckt auf einem der Sessel im Spechzimmer und putzte sich mit der gelangweilten Distanziertheit von jemandem, der schon unzählige Thornfields genau diese Krise hatte durchmachen sehen.

»Das ist wahnsinnig«, murmelte ich, gefühlt zum zwanzigsten Mal. »Magie ist nicht real. Feenpatinnen sind nicht real. Ich habe einen Zusammenbruch, ausgelöst durch Arbeitslosigkeit und Trauer, und morgen wache ich in Boston auf und frage mich, warum ich von einer sprechenden Katze geträumt habe.«

Wenn du schon so unerquicklich sein willst, dann tu es wenigstens still, sagte Artemis trocken in meinem Kopf. ***Deine Gedanken sind laut. Davon bekomme ich Kopfschmerzen.***

Ich fuhr kerzengerade hoch. »Du kannst meine Gedanken hören?«

Nur wenn du sie in voller Lautstärke hinausschreist. Die meisten Menschen haben mehr mentale Disziplin. Eure Generation ist schuld daran - dieser ständigen Reizüberflutung.

»Du bist eine Katze.«

Ich bin ein Feenwächter, gebunden, die Thornfield-Linie zu schützen und beim Wunschwirken zu helfen. Ich nehme lediglich die Gestalt einer Katze an, weil mein wahres Erscheinungsbild womöglich Schreie auslösen würde.

Ich blinzelte. »Wie ist denn dein wahres Erscheinungsbild?«

Darüber sprechen wir, nachdem du die grundlegenden Wunschprotokolle beherrschst. Bitte immer nur eine Existenzkrise auf einmal.

Also gut.

Ich blickte wieder auf das Grimoire. Ich hing bei einem Abschnitt über die **Wunschicht** fest – die Fähigkeit, wahrzunehmen, was Menschen wirklich brauchten, statt dessen, was sie nur zu wollen glaubten.

Die Wunschicht manifestiert sich bei jeder Anwenderin anders, stand im Text. Manche sehen Farben. Manche hören Dissonanzen. Manche kennen die Wahrheit einfach instinktiv. Vertraue deiner Gabe; sie weiß, was sie tut, auch wenn du es nicht weißt.

»Woher soll ich wissen, wann ich sie habe?«, fragte ich.

Das wirst du wissen. Artemis streckte sich genüsslich. ***Wobei es bei deinem derzeitigen Zustand der***

Verleugnung vielleicht einen heftigen Auslöser braucht. Die Gabe deiner Großmutter erwachte, nachdem sie beinahe miterlebt hatte, wie jemand ertrank. Sehr theatralisch.

»Beinahe ertrunken«, wiederholte ich.

Keine Sorge. Statistisch gesehen geraten nur dreißig Prozent aller Feenpatinnen während ihres Erwachens in lebensbedrohliche Situationen.

»Das ist nicht beruhigend!«

Eine Überlebensquote von siebzig Prozent scheint mir völlig akzeptabel. Menschen sind bei Zahlen so dramatisch.

Ich schlug das Buch zu, bevor ich noch weitere heitere Statistiken in mich aufnehmen konnte. »Ich kann das nicht. Ich bin nicht qualifiziert, Wünsche zu gewähren. Ich bekomme ja nicht mal eine vernünftige Nacht Schlaf hin.«

Und trotzdem hast du ein Jahrzehnt damit verbracht, Menschen zu helfen, das zu finden, was sie tatsächlich brauchten, nicht das, was sie behaupteten zu wollen. Du hast dein ganzes Erwachsenenleben lang Wunschkamagie praktiziert - du hast es nur Sozialarbeit genannt.

Ich öffnete den Mund, um zu widersprechen, aber es kam nichts heraus.

Weil er recht hatte.

Genau das hatte ich getan - zwischen den Zeilen gelesen, die tiefer liegenden Ursachen erkannt. Eine Mutter, die um Lebensmittelmärkte bat, in Wahrheit aber eine Suchttherapie brauchte. Ein Vater, der das Sorgerecht wollte, tatsächlich aber Traumatherapie brauchte. Kinder, die auffällig wurden und in Wahrheit einfach jemanden brauchten - irgendwen -, der merkte, dass es ihnen wehtat.

Ich war gut darin gewesen. Selbst wenn das System mich nie irgendetwas hatte in Ordnung bringen lassen, war ich gut darin gewesen, unter die Oberfläche zu schauen.

»Aber das ist keine Kamagie«, flüsterte ich. »Das ist Empathie. Ausbildung. Erfahrung.«

Empathie ist Kamagie, Grace Thornfield. Vielleicht die mächtigste Form überhaupt. Deine Großmutter hat das verstanden.

Ich sah mich im Sprechzimmer um – die einladenden Sessel, das weiche Licht, die sorgfältig geordneten Gläser und Phiolen.

»Wie vielen Menschen hat sie geholfen?«

Hundert. *Manche brauchten Mut. Manche brauchten Klarheit. Manche brauchten einen sanften Schubs in Richtung Ehrlichkeit oder Selbstwertgefühl. Herzensangelegenheiten waren ihre Spezialität. Sie sagte immer, Gefühle seien gesetzlos.*

»Und das hat tatsächlich funktioniert?«

Sieh selbst nach. Artemis zuckte mit dem Schwanz in Richtung eines Schrankes. **Dritte Schublade. Rückmeldungen von Klienten.**

Ich zog die Schublade auf. Darin lagen ordentlich sortierte Mappen.

M.W. - Karrierewunsch - 2019

Ein Brief in schwungvoller Handschrift:

Nach unserem Gespräch hat sich die Angst, die mich zurückgehalten hat, einfach ... aufgelöst. Ich habe mich auf eine Stelle beworben, die ich mich vorher vor lauter Angst nicht zu beantragen getraut hatte. Ich habe sie bekommen. Zwei Jahre später leite ich meine eigene Abteilung. Sie haben mir gesagt, ich bräuchte keinen neuen Job; ich müsste glauben, dass ich Erfolg verdiene ...

Noch einer:

J.T. - Beratung zur wahren Liebe - 2017

Sie hatten recht. Ich habe nicht nach dem falschen Menschen gesucht – ich habe auf die falsche Weise gesucht ... Danach war alles klarer. Als hätten Sie ein Fenster geputzt, von dem ich gar nicht wusste, dass es schmutzig war ...

Ich las noch fünf weitere. Dann zehn.

Keine sofortigen Verwandlungen. Keine dramatischen Zauber. Nur leise, unscheinbare Veränderungen, die Leben veränderten.

»Das ist Therapie«, sagte ich. »Wirksame Therapie. Aber Therapie.«

»Danke.« Ich strich den Schnee von meinem Mantel.
»Dein Musikvorschlag hat geholfen. Er hat genau die richtige Stimmung gesetzt.«

»Das freut mich.« Er zögerte. »Können wir kurz reden?«

Mein Herz machte einen Satz. »Natürlich.«

Wir gingen zum Rand des Platzes, während der Schnee die Welt um uns herum dämpfte.

»Ich weiß, ich habe gesagt, du kannst dir alle Zeit nehmen, die du brauchst«, sagte Toby leise. »Und das meinte ich auch so. Ich verlange keine Antwort. Ich wollte nur sichergehen, dass zwischen uns alles gut ist. Dass ich nicht alles kaputtgemacht habe, nur weil ich ehrlich war.«

»Du hast nichts kaputtgemacht.« Ich drehte mich ganz zu ihm um. »Ich habe viel darüber nachgedacht – über das, was du gesagt hast, über das, was ich fühle, und darüber, was ich will.«

»Und?«

Artemis' Fragen hallten in meinem Kopf nach.

Wie fühlst du dich, wenn du bei ihm bist?

Wenn du in fünf Jahren mit ihm zusammen bist – ist er dann an deiner Seite, weil es einfach ist, oder weil du ihn dort haben willst?

Jetzt kannte ich die Antworten. Eigentlich schon seit Tagen.

»Grace?«, sagte er, und seine Stimme schwankte leicht.
»Du machst mir Angst.«

»Entschuldige.« Ich atmete langsam ein. »Mir ist etwas klar geworden. Ich habe versucht, Liebe, Dankbarkeit und Geborgenheit voneinander zu trennen, als würden sie sich gegenseitig ausschließen. Aber das tun sie nicht.«

»Artemis ist ein kluger Kater«, murmelte er.

»Das ist er wirklich.« Ich trat einen Schritt näher. »Ich bin dir dankbar für alles, was du getan hast. Und ja, bei dir fühlt sich alles leicht an – im besten Sinn. Mit dir wirkt alles machbar. Aber das ist nicht alles, was ich fühle.«

Er schluckte und machte sich innerlich auf alles gefasst.

»Wenn du nicht da bist, vermisse ich dich. Wenn etwas Gutes passiert, möchte ich es dir als Erstes erzählen. Wenn

ich mir meine Zukunft vorstelle – mein Leben, nicht nur meine Arbeit –, dann bist du darin. Jedes Mal.« Meine Stimme wurde ruhiger. »Ich glaube, das ist Liebe, Toby. Ich glaube, ich empfinde das schon eine ganze Weile, und ich habe nur Zeit gebraucht, um es zu erkennen.«

Hoffnung, Freude und Erleichterung ließen sein Gesicht auf einmal aufleuchten. »Wirklich?«

»Wirklich. Ich liebe dich.«

Er stieß einen Atemzug aus, als hätte er ihn seit Jahren angehalten. »Grace, du hast drei Wochen gebraucht. Ich habe schon erlebt, dass Leute drei *Jahre* brauchen. Das war jede einzelne Sekunde wert.«

»Ich werde trotzdem kompliziert bleiben«, warnte ich. »Magie, Krisen, Feenpolitik – mein Leben ist nie einfach.«

»Ich weiß. Ich entscheide mich für das alles.« Seine Hand legte sich an meine Wange. »Für die Magie, das Chaos, die langen Nächte. Für alles.«

»Dann machen wir das wohl.«

»Sieht wohl so aus.«

Er küsste mich.

Sanft, warm, gewiss. Weniger ein Anfang als ein Wiedererkennen. Ein Heimkommen.

Als wir uns schließlich voneinander lösten, atemlos und grinsend, schnitt Artemis' trockene Stimme in meine Gedanken:

Endlich. Ich fing schon an zu glauben, ihr würdet es nie kapieren.

Ich lachte in Tobys Schulter. »Artemis sagt, er ist stolz auf mich, weil ich endlich kapiert habe, was Sache ist.«

»Sag ihm Danke.«

Ich kann ihn hören. Und „stolz“ ist großzügig. „Leiden“ trifft es eher.

»Er sagt, er hat gelitten.«

»Das glaube ich sofort.« Toby küsste mich auf die Stirn. »Komm. Bevor Maya noch Suchtrupps losschickt.«

»Wahrscheinlich weiß sie es schon längst.«

»Oh, die ganze Stadt weiß es«, sagte er, und damit hatte er mit ziemlicher Sicherheit recht.

Und es machte mir nichts aus. Sollen sie's ruhig wissen. Sollen sie sehen, wie die Feenpatin sich ein Leben mit Liebe statt mit Isolation aufbaut.

Ein freudvolles, tragfähiges Leben.

Eines, für das es sich zu leben lohnt.

Später, nachdem das gemeinsame Essen vorbei war und die letzten Gäste gegangen waren, stand ich im Arbeitszimmer meiner Großmutter – *meinem* Arbeitszimmer –, während Artemis in seinem Lieblingssessel döste. Rosalind Thornfield blickte von ihrem Porträt auf mich herab, gelassen und wissend.

Monatelang hatte ich dieses Gemälde angesehen und darin nur Erwartungen gesehen, eine Last, der ich nie würde gerecht werden können.

An diesem Abend sah ich etwas anderes.

»Ich glaube, jetzt verstehe ich«, murmelte ich. »Was du geopfert hast. Was es dich gekostet hat. Du hast das alles allein getragen, weil du dachtest, du müsstest es.«

Sie tat, was sie für notwendig hielt, sagte Artemis. Andere Zeit, anderes Verständnis dieser Rolle.

»Aber so muss es nicht sein.« Ich ließ den Blick durch den Raum schweifen – Grimoires, mit Mayas Hilfe sortiert, Beratungsnotizen, mit Cordelia durchgesehen, Artefakte, mit Lysanders Hilfe gepflegt. »Ich bin nicht allein. Ich baue mir ein Leben auf – mit Gemeinschaft, mit Unterstützung, mit Liebe. Und das macht mich nur stärker.«

Rosalind würde dir zustimmen. Gegen Ende hat sie die Isolation bereut. Sie wusste nur nicht, wie sie etwas daran ändern sollte. Du weißt es. Du zeigst einen besseren Weg.

Ich berührte den Rahmen des Porträts. »Danke für dieses Vermächtnis. Ich werde es schützen – aber ich werde es auf meine Weise tun. Mit Balance. Mit Freude. Mit Menschen an meiner Seite.«

Mein Handy klingelte.

In der Erwartung, dass es Toby war, sah ich auf das Display – eine unbekannte Nummer. Ich nahm ab.

»Serendipity Consulting, Grace am Apparat.«

»Oh – zum Glück.« Die Stimme war jung, verängstigt. »Mein Name ist Rebecca Wright. Ich ... ich brauche Hilfe. Ich habe mir vor drei Jahren etwas gewünscht, und es ist wahr geworden, aber jetzt ist alles falsch. Ich weiß nicht, wen ich sonst anrufen soll. Können Sie mir helfen?«

Ich traf Artemis' Blick. Seine Schwanzspitze zuckte einmal, aufmerksam.

»Ja«, sagte ich. »Ich kann Ihnen helfen. Wann können Sie vorbeikommen?«

»Morgen früh? Bitte – ich bin verzweifelt.«

»Neun Uhr«, sagte ich und zog mein Terminbuch hervor. »Rebecca, bevor Sie auflegen – um welchen Wunsch ging es?«

»Um die wahre Liebe«, flüsterte sie mit brechender Stimme. »Ich habe mir die wahre Liebe gewünscht, und ich habe sie bekommen. Aber jetzt kann ich ihn nicht verlassen. Ich kann einfach nicht gehen. Und er ist nicht der, für den ich ihn gehalten habe, und ich sitze fest, und – bitte, bitte helfen Sie mir.«

Eine Bindung. Manipulation. Möglicherweise zwanghafte Magie. Mir wurde eng in der Brust.

»Es war richtig, dass Sie angerufen haben«, sagte ich sanft. »Wir kriegen das hin. Kommen Sie morgen, und dann fangen wir an, Sie daraus zu befreien.«

»Danke«, hauchte sie und legte auf.

Einen Moment lang stand ich einfach da, das Handy noch in der Hand.

Kompliziert. Wünsche nach wahrer Liebe, die binden, lassen sich oft nur schwer entwirren, ohne Kollateralschäden anzurichten.

»Ich weiß.« Ich zog Grimoires aus dem Regal. »Aber wir finden eine Lösung. Das ist es, was wir tun.«

Wir. Ja. Das ist es, was wir tun.

Ich ließ mich in meinem Sessel nieder, und Artemis sprang hinauf, um alles zu überwachen. Draußen fiel weiter Schnee, friedlich und schützend. Toby war irgendwo in der Stadt auf dem Heimweg und dachte wahrscheinlich an